



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Largo San Fernando, der Toledo und die Chiaja waren fast leer; wo sonst fünfzig Droschken halten, war heute kaum ein halbes Dutzend da. Die schreienden Verkäufer waren stumm geworden, und was an Menschen zu sehen war, das hatte sich möglichst eingewickelt und hastete schweigsam vorwärts.

Auch von meinem Zimmer in der behaglichen Pension Bourbon Quisisana am neuen Corso Principe Amadeo bot sich wieder der schöne Blick auf die Orangengärten tief unten und den Golf darüber, aber das Meer tobte, die regelmäßige Verbindung mit Capri war unterbrochen, nach Palermo lief kein Dampfer aus, und die Zeitungen meldeten Schiffbrüche an der ganzen Westküste und Schneeverwehungen der Eisenbahn in Kalabrien. Auch Capri und Sorrento waren nur selten sichtbar, der Posilippo sah grau und kalt aus, und am nächsten Morgen trug nicht nur der Vesuv, sondern auch der zackige Monte Sant' Angelo über Sorrent eine Schneedecke. Neapel ohne Sonne und von beschneiten Bergen umgeben ist nicht mehr Neapel. Es war Zeit zur Heimkehr.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zuschrift. Folgendes Schreiben ist bei uns eingegangen, das wir glauben der Öffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen und darum wie folgt abdrucken. Die Redaktion. — Sehr geehrte Redaktion! Wenn ich es wage, an Sie die nachstehenden Zeilen zu richten, so geschieht es in dem Bewußtsein zu Männern zu reden, die schon manchem guten Gedanken Hebammendienste geleistet und manchem verborgnen Verdienste zur Anerkennung verholfen haben. Ja es giebt mehr verborgnes Verdienst, als man glaubt, mehr Samenkörner des Geistes, die zwar keimfähig aber unerweckt im Boden schlummern, weil ihre Zeit noch nicht gekommen ist. Kennt die verehrte Redaktion das Gefühl, Wissender zu sein und sein Wissen im stillen Busen tragen zu müssen, weil man von der Zeit nicht verstanden wird? Ich kenne es. Kennt sie die Erleichterung, die man empfindet, wenn ein anderer ausspricht, was man seit langen Jahren gewußt, aber zu sagen nicht gewagt hat? Ich kenne sie. Nun aber darf man auch selbst nicht weiter schweigen.

Es war zwischen mir und meinem Bruder ein beliebtes Gesprächsthema, wenn wir an unserm großen Puppentheater arbeiteten — wir waren damals schon ziemlich große Kerle —, zu erwägen, wie man auch den Geruch in den Dienst der dramatischen Kunst stellen könnte. Daß der Freischütz ohne Pulvergeruch sein könnte, war uns unfaßbar, und wir versuchten, den nötigen Pulverdampf hinter den Kulissen zu erzeugen, wobei uns leider ein großes Loch in den schönen, roten Vorhang brannte. Später traten andre Lebensaufgaben in den Vordergrund, aber immer wieder kamen wir darauf zurück, zu fragen, wie der Geruch, dieser unendlich wichtige und stimmungserweckende Sinn zur künstlerischen Bethätigung herangezogen werden könnte. Nun lese ich in der Zeitung — zwar nur im Feuilleton, aber doch in der Zeitung — einen Aufsatz über „Parfüm=Musik.“ In diesem Aufsatz wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Geruch auf das Gehirn einen intensiveren Eindruck als irgend eine andre Sinneswahrnehmung mache, daß ein Parfüm einer ganzen Zeit einen bestimmten Charakter verleihen könne, und daß man sich jahrelang an einen Geruch deutlicher erinnere als an einen Kuß oder ein süßes Wort. Ja der Duft hat — wird weiter gesagt — seine eigne „Persönlichkeit,“ ein

gewisses Etwas, das nur ihm allein anhaftet. Auf Grund dieser Eigenschaften könnte man Düfte mischen und modulieren, um auf solche Weise Melodien, Akkorde, Zugen, Symphonien, kurz eine neue Musik hervorzubringen, die besonders für taube Menschen gut wäre. Aber nicht für diese allein. Musikfreunde, die Gounods „Faust“ lieben, sollen Orangenduft einatmen; der Irisduft ersetzt die Musik von Saint-Saëns; man kann sich Myrrhenkantaten verschaffen, die an Bach erinnern usw. Wird der Tag kommen, an dem ein Duftzerstäuber unsern Nasen dieselbe angenehme Empfindung bereiten wird, wie sie unsern Ohren eine mächtige Orgel, Joachims Geige oder die Stimme der Melba bereitet? Kann man hoffen, daß sich reiche Leute später zur Erzeugung von Duftmusik Nasenklaviere bauen lassen?

Er geht zu weit, werden Sie sagen, und ich sage es auch, bei Gott, er geht zu weit. Er macht denselben Fehler, den unsre Musiker machen, wenn sie versuchen, mit Tönen allein Liebe, Haß, Verachtung oder Sehnsucht auszudrücken. Alles dies wird freilich erst möglich in der Verbindung mit dem gesprochenen Worte oder der redenden Situation. In dieser Verbindung gewinnt der Ton eine große, die Wirkung des Wortes übertreffende Bedeutung, er schafft die Stimmung, er bewegt das Gefühl. Dasselbe gilt vom Geruche. Daß man mit Gerüchen wie mit Tönen oder Akkorden werde operieren können, ist undenkbar, wohl aber kann der Geruch in Verbindung mit dem Vorgange oder dem Worte eine neue Welt künstlerischer Wirkung erschließen. An bestimmte Orte knüpfen sich bestimmte Gerüche. Für mich hat die Mischung des Geruchs von getrockneten Rosenblättern und des der Rauchkammer einen ganz bestimmten Erinnerungsinhalt, sie vergegenwärtigt mir das Pfarrhaus meiner Großeltern, das Paradies unsrer Kinderzeit. Und so ist es doch überall. Es wird die Aufgabe des geruchkundigen Dichters sein, herauszufühlen, welcher Geruch zum Milieu seines Stückes oder der vorliegenden Szene gehört. Wir werden also beim Beginne des Aktes in der Bühnenweisung nicht allein zu lesen haben, welche Türen, Stühle und Tische vorhanden sind, sondern auch, wie es in dem Raume riecht.

Und dies ist für die Prägnanz der Stimmung, für die Wahrheit der Schilderung von so ungeheurer Wichtigkeit, daß man sich wundern muß, warum das Wagnersche Musikdrama, das grundsätzlich alle Hilfsmittel in den Dienst nimmt, warum das realistische Schauspiel, das alles, was schön oder auch nur erträglich war, der Wahrhaftigkeit opfert, den Geruch noch nicht als Kunstmittel verwandt haben. Es wäre eine Sache von großer Wirkung, wenn zu der Tragödie des Hinterhauses auch der spezifische muffige Geruch des Hinterhauses oder zu der Schilderung von Verbrechern, Lumpen oder Kneipenszenen der Dunst von Schnaps, Fusel und schlechtem Tabak käme. Im „Fuhrmann Henschel“ leistet Gerhardt zu wenig, wenn er sich nur auf den Dialekt beschränkt, hier sind die zugehörigen Gerüche eigentlich gar nicht zu entbehren. Wie würde der Eindruck, den „Sodom“ macht, gesteigert werden, wenn zu der schwülen Stimmung der Handlung die dicke, parfümierte Luft des Salons käme. Im Freischütz müßte es je nachdem nach Waldmoos, Pulver, Schwefel und frischem Bienen riechen, in Wallensteins Lager nach Pferden und Leder, in den Piccolomini nach Braten und Wachslichtern, im Lear nach Staub und Dron, im Tell nach dem Kuhstall. Wenn aber Faust in „ihrem Dunstkreise satt sich weidet“, so genügt es nicht, den „süßen Dämmerchein“ durch Dekoration und Beleuchtung darzustellen, auch der Dunstkreis selbst darf nicht fehlen. Man ermesse, welche Aufgaben damit dem zukünftigen Geruchskünstler erwachsen.

Hier ist nun freilich eine technische Schwierigkeit zu überwinden. Sie liegt nicht darin, die Gerüche zu bereiten, das können wir getrost der Chemie überlassen, sondern die Gerüche, die man gemacht hat, wieder los zu werden. Denn so darf es nicht werden wie sonst im Freischütz, wo die Nachwirkungen des Feuerregens den dritten Akt verdarben. Oder man denke sich zum Vergleich eine Musik, in der alle Töne stundenlang nachklingen! Diese technische Schwierigkeit ist nicht

unüberwindlich, fordert freilich einen Umbau des Theaters. Aber wenn heute ein Komponist von ausschlaggebender Bedeutung fordert, daß sich das Orchester unter der Bühne befinde, und wenn man der Forderung bereitwillig nachkommt, wenn man ferner daselbe thun würde, sobald die Forderung gestellt würde, das Orchester solle auf dem Schnürboden sitzen, so hat es kein Bedenken, zu verlangen, legt große Luftkanäle an und Maschinen, die die Luft des Theaterraumes erneuern. Vier Exhaustore, die in der Minute hundert Kubikmeter Luft aufsaugen, und eine Dampfmaschine von zwanzig Pferdekraften dürften genügen. Sollte hierdurch ein zu lebhafter Luftzug erzeugt werden, so dürfte dies unsern Damen den willkommenen Anlaß geben, ihre Hüte aufzubehalten.

Man sieht leicht ein, daß man mit diesen Hilfsmitteln Gerüche vorüberziehen lassen kann, wie im Wagner'schen Musikdrama musikalische Lichter und Schatten über die Bühne laufen. Im weiteren Verlaufe der Kunstentwicklung werden die Gerüche symbolische oder individuelle Bedeutung erhalten. Sie werden beim Erscheinen des Helden wie ein Leitmotiv als Leitgeruch auftreten und sich mit der Änderung der Stimmung ändern. Besonders würde sich das Auftreten der Heldin durch einen lieblichen, ihren Charakter bezeichnenden Duft ankündigen. Ein moderner Anthropolog hat unter Beibringung zahlreicher Beweistümer, die aus dem Leben der Kaffern, Papuas sowie der Hunde genommen sind, die Behauptung aufgestellt, die Sympathie oder Antipathie von Mann und Frau beruhe auf dem jedem Individuum eignen Geruche. Hier also würde man auf wissenschaftlicher Grundlage künstlerische Wirkung ausüben können, indem man den einzelnen Personen besondere Gerüche zuwieße, was der Deutlichkeit wegen auch auf dem Theaterzettel angegeben sein könnte: Desdemona — Rose; Othello — Blut; Shylock — Knoblauch.

Man könnte mir einwenden, daß unter der Herrschaft von Katarrh, Influenza und Schnupfen viele Personen überhaupt nichts riechen, und daß andre nur einen unvollkommen ausgebildeten Geruchssinn haben. Wenigstens pflegte der alte François zu sagen: „Das weiß der liebe Gott, ich rieche nichts, und wenn ich einmal etwas rieche, dann stinkt's gewiß.“ Aber affiziert der Schnupfen nicht auch das Gehör, und giebt es nicht auch unmusikalische Menschen? Wer wollte diesen den Konzertsaal verbieten? Haben sie doch schon durch den Anblick der Toiletten der Künstlerinnen ihren vollen Genuß. So möge es auch bei defektem Geruchssinn gehalten werden.

Ja, man kann noch weiter in die Ferne sehen. Kurt von Laßwitz schildert in seinem phantastischen Romane „Auf zwei Planeten“ ein Gefühlskonzert der uns in der Kultur weit vorausseilenden Marsbewohner. Bei diesem Konzerte werden die überaus feinfühligen Hände der Marsbewohner in einen Kasten gesteckt und durch künstliche Maschinen geknetet, gewalzt, gebürstet und gestreichelt. Werden wir eine solche Erregungenschaft, eine solche Ausbildung noch unausgebildeter Sinne hoffen dürfen? Das Jahrhundert wird es lehren. Das alte Jahrhundert hat uns zu der Kunst der Japaner emporgetragen. Wird uns das neue Jahrhundert zu der Ästhetik des Geruchs verhelfen? Wird es uns Flügel verleihen und uns zu der Bildungshöhe der Marsbewohner emporzuschwingen? Aber was sage ich: Jahrhundert? Von Jahrhunderten reden ist unmodern, sprechen wir also lieber von Millionen von Jahren.

Die verehrte Redaktion wird ermessen, wie schwer ich an meinem Wissen, das ich doch nicht auszusprechen wagen durfte, getragen habe, und welche innere Erhebung sie mir verursachen würde, wenn sie zur Verbreitung der Idee, den Geruch als Kunstmittel zu verwenden, beitragen wollte.

Soachtungsvoll und ergebenst

Frederic Anderssohn  
Freiseur

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig